

da hier das Nothwendige, dort nur das Angenehme beabsichtigt wird. Wenn man daher mit dem Künstler höflich und freundlich umgeht, so ist das nur eine Folge unserer Cultur und unserer Vorhonnigie, die uns ja auch mit Kindern und anderen Personen, die Spaß machen, schön thun und tadeln läßt. So sahste der Künstler damals das Betragen der Bürger und er sieht es heute noch immer nicht anders. Dieses alte Gefühl, die Gesinnung romantischer Künstler gegen die Bürger, hat Herr Schaumberger dramatisirt.

Auch seine Gestalten sind nicht neu. Da ist der düstere Gralh, der den Leuten so „unheimlich“ ist, der intransigente Künstler, so hart, wenn es seine Kunst gilt, und doch so empfindlich unter den Schlägen der Noth, einen Himmel von Gefühlen in der Brust, eine Hölle von Grimin auf der bitteren und höhnischen Zunge, zu gut für das Leben; Kreisler sei noch einmal genannt oder man mag auch an Claude Lantier in Deubre denken. Dann der Vater Willy Menzel, ein lieber Kerl, der es nicht tragisch nimmt, im Grunde nichts als eben jener Schaumard aus der Vis de Bohème, den schon Augier als Spiegel in der Goldprobe ein bißchen verbißerte, nur noch glatter, ehrbarer und civilisierter, ins Conrad Voljische gerückt. Und endlich die herlige kleine Frau: bei Marger hieß sie Musette und Mini, hatte sehr viel Grazie und gar keine Tugend; bei Bierbaum hieß sie Jeanette, hatte schon etwas weniger Grazie, doch noch immer keine Tugend; hier heißt sie jetzt Toni, hat gar keine Grazie mehr, aber Tugend; arme Musette! Und auch die Situation ist nicht neu. Im Glend haben zwei Freunde geschworen, sich auch im Glücke treu zu bleiben, wenn es käme; und nun kommt es. Das war schon in der „Goldprobe“ das Thema. Das würde freilich nichts machen; denn auf der Bühne gilt es nicht, originell zu verblüffen, sondern es gilt, menschlich zu wirken. Aber das fehlt diesem Stücke. Es kann nicht wirken, weil es zu sehr Quodlibet ist. Es ist nichts, weil es alles sein will. Es fängt in der Art von Arno Holz und Johannes Schlaf an, als Schilderung, un-dramatisch, aber malerisch, mit viel Stimmung. Dann, wie die Psi-lister kommen, wendet es sich zur Satire, etwa in der Weise von Henri Becque oder Lucaban. Und plötzlich schließt es unwermüthet tragisch, declamierend und sentimental. Es steckt ein naturalistisches Bild darin und es steckt eine köstliche Komödie darin und es steckt ein starkes Melodram darin. Aber die drei vertragen sich nicht und ein snapper Act kann sie nicht bewältigen.

Das ist schade, weil es doch den Künstler drängen muß, ein Stück zu lieben, das eine so tapfere Gesinnung gegen die Mißbräuchler der kleinen Bürger hat. Die findet er nicht oft. Die deutschen Dichter haben ja allerhand Muth; mit Gott und dem Teufel binden sie an, wenn es sein muß; nur an den „Spießer“ wagen sie sich nicht. Das heißt, sie scherzen schon auch einmal über ihn, spötteln ein wenig, aber es bleibt doch immer eine große Achtung dabei. Man vergleiche, wie Freitag den Piepenbrint und wie Hauptert den Herrn Bobach nimmt. Es ist deutsch, daß die Dichter sich zum „Spießer“ wie der Narr zum Könige verhalten, lustig, doch respectvoll. Erst die „Nungen“ fangen an, ein bißchen verwegen zu thun. Hartleben war mit seiner „Angele“ der erste; Sündermann möchte auch, aber er traut sich nicht recht; die „Anna Helena“ von Ferdinand vom haut wader zu. Ein paar Maler, Hengeler und Heine besonders, helfen. Das sind ja nun freilich keine großen Thaten. Aber es ist doch löblich, den „Spießer“ in Angst zu halten und manche Lußluft zu rächen. Darum wäre dieses Stück sehr gut, wenn es nur ein wenig, ein ganz klein wenig nur, besser wäre.

Als Gralh verblüffte Herr Schildkraut. Die Kenner wußten lange, wenn es auch sein Director nicht merkte, daß er ein unvergleichlicher Epistodist ist. Aber diese Kraft, diese zwingende Kunst konnte man in ihm nicht vermuthen. Er ist von einer unwiderstehlichen Nervosität und erinnert im Guten an die Berliner Schule von Reichel und Wittner. Er hat nur leider noch allerhand Quarten und Mädchen der Provinz; er ist, wie man es beim Theater nennt, ein bißchen „verschmiert“. Aber vielleicht ist er das auch nur am Rai-mund-Theater erst geworden.

Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Es ist schwer, über des Grafen Kalnoky äußere Politik keine Satire zu schreiben. Die Wiener Tagesblätter haben sich denn auch, bei seinem politischen Leidenbegünstigung, mit anerkennenswerter Pietät bemüht, erst zu bleiben, aber es ist ihnen nicht immer gelungen. Bei einem Blatte führten sogar die concentrirten Anstrengungen zweier Redacteurs zu widersprechenden Ergebnissen. Der politische Redacteur legte sich auf Seite 4 des Blattes die Sache so zurecht, daß Graf Kalnoky zwar ein guter Politiker, aber — irgend einen Fehler muß und darf doch der Mensch haben — ein schlechter Redner gewesen sei. Umgekehrt der Localredacteur vis-a-vis auf Seite 5. Ihm war Graf Kalnoky zwar ein mittelmäßiger Politiker, aber — eine Tugend kann doch jeder Mensch haben — ein tadelloser Redner. Jede dieser beiden Auffassungen ist natürlich einseitig. Abdiert Graf Kalnoky sie, so bekommt er, da sie sich gegenseitig auf-heben, bei seinem Abgang genau so viel Talent wieder heraus, als er ins auswärtige Amt vor vierzehn Jahren mitgebracht hat, nämlich: Null. So hat er doch wenigstens ohne Verlust gearbeitet. Das ist das einzige Lob, mit

welchem auch ich mich der seit seinem glückseligen Rücktritt so allgemein gewordenen Bewunderung des Grafen Kalnoky anschließen kann.

Der gewesene Special-Commissar des Grafen Kalnoky und Minister Special-Commissar des Grafen Kalnoky, das „Kronenblatt“ schreibt über seinen entlassenen Herrn u. A. die Worte: „Seine Persönlich-keit verstand sich hinter seiner großen Verantwortlichkeit, ganz in dieser aufzuhängen“. Das heißt, nach Adam Riese, wobei als: Graf Kalnoky's Persönlichkeit war geringer als seine Verantwortlichkeit, d. h. seine Stellung, da diese jene ohne Rest antwortete: also entpand seine Persön-lichkeit nicht der Bedeutung seines Fokens. Rergers als dies, daß nach Grafen Kalnoky nichts übrig bleibt, wenn man sein Amt von ihm absetzt, habe ich auch nie über ihm gesagt. Und doch!

Auf dem anderen der beiden offiziellen Fote, an denen die Wiener Tagespresse völlig abgeplattet ist, in der alten „Frei-ze“ liest man über den Grafen Kalnoky: „Wie sehr sein Zcheiden aus dem Amte von allen Fremden des Krie-dens belangt werden muß“. ... u. f. w. Das ist die alte Fied: weit während der vierzehnjährigen Regierung des Grafen Kalnoky Frieden war, müßten wir dem Grafen Kalnoky dafür dankbar sein. Der erlitten haben wir doch auch vor Kalnoky Frieden gehabt und werden wir noch nach ihm Frieden haben. Also scheint der Frieden nicht von ihm abzuhängen. Zweitens wissen wir alle, warum wir eigentlich bisher Frieden gehabt haben. Weil uns den bekannnten militär-wirtschaftlichen und socialpolitischen Angeln sein Staat den Krieg anfangen sich getraut. Uebrigens drittens: Was hat man vom Frieden, wenn man ihn nicht ausübt? Graf Kalnoky hat die Zeit wahrnehmen sollen, um die auswärtigen Handelsbeziehungen der Monarchie zu heben. Das hing von ihm ab. Gerade darin hat er aber verlag. Der österreichische Außenhandel hat in seiner Periode so viele Ab-schließ verloren als unter der Regierung des Grafen Kalnoky. Man sage nur die österreichischen Exporteure nach Rumänien, Serbien, Bulgarien, O-sassen, Miltelenropa, Amerika, Ueberall, soweit die Kunst der Handelspolitik in Betracht kam, Verlichterung der Chancen. Davon ist freilich in den lobenden Retrologen kein Wort gestanden.

Uebrigens herrscht merkwürdigerweise auch auf dem Aequator der Wiener Tagespresse, in der „Arbeiter-zeitung“, bezüglich des Grafen Kalnoky eine gemäßigtere, „staatsmännische“ Auffassung vor, eine so wisse Begeisterung für die Mittelmäßigkeit. Aber, was dem Grafen Kalnoky recht ist, ist dem Kärnten-Windischgrätz billig. Wenn es Euerer Handspiegel ist, „den einseitigen Gang der Dinge ununterbrochen ablaufen zu lassen“, so braucht Ihr überhaupt keine Minister und könnt in allen Theilen der Staatsverwaltung mit Amtsdienern und Amtschiffen ankommen. Ferner warum verliert Ihr die „keine“ österreichische Vorgehensweise, welche die Paten bei neuen Ministern des Auswärtigen ebenso preisen werde, wie die des Kärnten, und sich jeden Einfluß auf die äußere Politik habe entwenden lassen? Das müßte doch Euch gerade ungemehr sympathisch sein, die Ihr ja fast mit dem Grafen Kalnoky mindestens ebenso zufrieden seid, wie die öster-reichische Vorgehensweise. Schließlich meint Ihr, daß die Mittelmäßigkeit-politik des Grafen Kalnoky Euch „mit Mehrforderungen für den Nati-onalismus verlohnt“ habe. Zomberebare Schwärmer! Ihr glaubt nach es das schöne Trunorou von „bewaffneten Kriegen“. Eine mittelmäßige äußere Politik verträgt sich sehr gut mit einem überlebensgroßen Militarismus. In der Regierungszeit des Grafen Kalnoky hat sich das äußerliche Erfordernis des gemeinsamen Budgets von 117 auf 117 Millionen Gulden festgestellt. Nein, nein, die Mittelmäßigkeit ist auch mit Ersparsivelligkeiten nicht p-rechtfertigen, und das Genuie kostet kein Geld. Brain is the cheapest thing in the world — sagen die Engländer, die Wehnen und auch eine gute, re-tabile auswärtige Politik haben.

Kärnten-Windischgrätz ist doch in gewisser Hinsicht dem Grafen Kalnoky überlegen. Graf Kalnoky ist, zwischen zwei Stühlen sitzen ge-blichen. Kärnten-Windischgrätz hat geschilderte Ausfinden, dereinst zwischen den drei Stühlen der coalirten Parteien sitzen zu bleiben.

Wenn Kärnten-Windischgrätz einmal geht, werden die Gutgesinnten, wie sehr dem Grafen Kalnoky den Frieden, so dem Ministerpräsidenten nachsichtigen können, daß unter ihm so oft die Sonne geschienen und so oft auch der Regen die Natur erquickt habe, daß es unter ihm an warmen Tagen warm und an kalten kalt gewesen sei, daß unter ihm das gemeine Volk 365 Tage und der Tag nie mehr als 24 Stunden gehabt habe. ... Und das alles wird wahr sein, und niemand wird es bestritten können. Geeignet sei dein Eingang, geeignet sei dein Ausgang, Kärnten-Windischgrätz, unter dessen Regierung der Kaiser und uns erhalten geblieben ist!

In insolventen Familien läßt der Mann die Möbel, die Waäfer, die Häuser und alles, was er besitzt, vorsichtiger Weise „auf die Frau schreiben“. In coalirten Familien werden nicht die materiellen Güter, wohl aber die politischen Gesinnungen auf die Frau geschrieben. Kärnten-Windisch-grätz ist clerical, Graf Schönborn ist clerical. Und doch müßten sich jenseits die Frau Kärnten-Windischgrätz und die Frau Graf Schönborn selbst zum Nullius bemühen, um ihm die schuldige Protest-Liste abzustatten. So lange die Männer in der Coalition sitzen, gehört ihnen eben nichts von ihren politischen Gesinnungen, sondern alles der Frau.

In ihrer Wiener Gemeinderaths-Asidere verlangen die Liberalen von der Regierung, daß sie ihnen helfe. Ja, wenn die Regierung nur schon sich selbst zu helfen wüßte!

Volkswirtschaftliches.

Berlin und Wien haben jetzt die Rollen vertauscht. In Berlin bringt fast jeder Tag eine neue Hausbewegung, in Wien sieht man dem Treiben zu, und Speculanten und Commissionäre gehen so müßig herum, als wäre schon der Hochsommer da. Die Course halten sich zwar, aber es fehlt je-

Änregung zu neuer Bewegung. Abgesehen von dem naturgemäßen Andruhen nach mehrjähriger, beinahe ununterbrochener Pause, sind genug Gründe vorhanden, um die Zurückhaltung zu erklären. Die Krise in Budapest und in Wien in Verbindung mit den Fortschritten des Antisemitismus, sowie die Verhältnisse in Serbien beunruhigen das Capital. Die Mißtrüge an Er-höhung der Börse sowie Verwarungen an einzelne Börsencomptoirs, welche die Ueberfiedlung eines Inhabers einer solchen Firma nach Budap-est zur Folge hatte, verstimmen. Endlich haben die Debatten über die un-garischen Staatscasco-Bestände das Publicum beunruhigt, umso mehr, als die-selben seitens der Presse zum Vorwand genommen wurden, sich über die plöglich verschlechterte wirtschaftliche Situation in Ungarn unglücklich auszulassen. Dieser Pessimismus ist aber ebenso unbegründet, als der vorhergegangene Optimis-mus. Die Erstarkung Ungarns läßt sich fastig in allen Zweigen der wirt-schaftlichen Thätigkeit nachweisen, ebenso in den Steuerleistungen, wie in den Transporteinnahmen der Bahnen, in den Bilanzungen der Banken und in den Sparcassenansweisen. Wohl aber scheint der Steigerungscoefficient des Wohlstandes diesseits wie jenseits der Weisha — im Sinken begriffen zu zu sein. Dementsprechend muß eben dem Wachsthum der Budgetausgaben des Reiches eine Schranke gesetzt werden und es ist eine alte Erfahrung, daß nichts schwerer ist, als die Beschränkung der Ausgaben, insbesondere so-lange sie aus vorhandenen Barfonds bestritten werden können. Darum sind zu große Cassenbestände so gefährlich. Man bewilligt Ausgaben aus ihnen umso leichter, als sie im Budget nicht figurieren. Man hat auf diese Art ein doppeltes Budget, und seitdem die thatsächlichen Einnahmen die Voran-schläge nicht mehr in demselben Maße übertreffen wie früher, gleichen diese Bestände einem Reservoir, aus dem immer nur geschöpft wird und die nie nachgefüllt werden. Auch ist durch die complicirte Staatsrechnungsweise eine richtige Klarheit über die thatsächliche Höhe dieser Bestände nie zu ge-winnen. So hörten wir viele Jahre von der außerordentlichen Höhe der Bestände, indem man — wie es scheint — nur die Uebererschüsse addierte, die irgendwo gemachten Investitionen aber nicht abzog. Es ist ebenwenig in Ordnung, daß Jahre hindurch mit den enormen Beständen Bestand gemacht werde, als daß man heute über die geringen Bestände Geremaden ansieht, nachdem die Verminderung eine allmählige, durch Gesetze votierte, gewesen, die man nur, solange der Vorrathbarometer auf schön zeigte, ignorierte. Dies gilt ebenso für Ueberschüsse als für Ungarn. Es müßten darüber Erfahrungen gesammelt werden, bis zu welcher Höhe die Regierungen zur ungescherten Cassengebarung Barbestände benötigen, alles übrige müßte der persönlichen Verfügung des Finanzministers entzogen, unter unmittelbare Controle des Reichsraths gestellt und entweder vorübergehend nutzbringend angelegt oder zur Schuldenentlastung verwendet werden. Wenn aber der ungarische Finanz-minister einerseits nachweist, daß die vorhandenen Cassenbestände genügen, andererseits Gesetze zu ihrer Erhöhung vorschlägt, so ist dies unstatthaft, denn die Cassenbestände sollen keinen anderen Zweck haben, als die Fälligkeit der Geschäfte zu ermöglichen.

Die Speculation konnte aus ihrer Unstosigkeit auch durch die Aus-übung der Option auf die restlichen 25 Millionen Oesterr. Goldrente seitens der Rothschild-Gruppe nicht gerissen werden, trotz der dithyrambischen Com-mentare, welche dieselbe in der Presse fand. Die Goldbeschaffung bot ange-sichts der günstigen Verhältnisse des Weltgoldmarktes überhaupt keine Schwierigkeiten, und die großen Notenbanken des Auslandes haben in den letzten Jahren, ohne durch die besondere Veranlassung der Valutaregulierung hie-zu genöthigt zu sein und ohne Specialansehen anzunehmen, ihre Goldbe-stände um größere Summen vermehrt, als unsere Regierungen. Auch kann man die Goldbeschaffung keineswegs als benötigt ansehen, wenigstens sind die Goldbestände der Monarchie zur Aufnahme der Barzahlungen abso-lut unzureichend. Aber man liebt es bei uns, mit Ziffern großzutun, so in den Cassenbeständen, so in der Goldbeschaffung und so — wir kommen hier auf ein Thema zurück, das schon einmal an dieser Stelle besprochen wurde — in der Staatsnotenemission. Es wird nach wie vorher an unseren Staats-cassen die forcierte Silberausgabe gehandhabt, indem man dem Publicum, statt ihm einen raisonnablen Percentfuß seiner Geldbelegungen in Silber auszugeben, den größten Theil derselben, oft das Ganze, in Silberfäden ein-händig, so daß das Publicum unendlich belästigt wird. Es ist aber ganz nutzlos, auf diese Art dem Verkehr das Silber aufzwingen zu wollen, da es doch zum größten Theil nicht absorbiert wird, sondern, wie wir dies seiner-zeit auseinandergelegt haben, auf kurzem Wege durch das erste beste Bank-haus in den Giro- und Cassenverein und von da in die Bank gelangt, um von dieser wieder in die Staatsschuldencasse abgeführt zu werden, sobald die Regierung eine neue Golddeponierung vornimmt. Nutzen haben von dieser Art der Valutaregulierung nur die Einspänner und Commissionäre, deren das Publicum zum Transport der Silberfäden bedarf, denen wir diesen Gewinn auch gerne gönnen. Die Aufnahme der Barzahlungen wird durch diese forcierte Silberausgabe auch nicht um einen Tag näher gerückt — aber freilich Hauptzweck der Regierung ist es, mit eingekeldeten Millionen von Staatsnoten zu renommieren, und der naive Staatsbürger glaubt, daß es ein Erfolg der Regierungskunst sei, wenn Staatsnoten, für die das bare Geld bereit liegt, verbrannt werden!

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Opéra, „Tannhauser“ von Richard Wagner. Dejazet, „l'air de Paris“ von Marc Sonal und B. Greshou, Musik von Barré. Renaissance, „Mademoiselle Pygmalion“ von Michel Carré und Jean Hubert, Musik von Francis Thomé. Porte Saint-Martin, „La Dame de Carreau“ von Chambers und Stephenson. Brillfel. Monnaie, „la femme de Claude“ von Dumas. Alhambra, „la Jeunesse des Mousquetaires“ von Jouvence. Berlin. Neues Theater, „Die Wildente“ von Henrik Ibsen. „Tata-Toto“ von Victor Léon und H. Zell, nach Willhand und Barré. Musik von Antoine Barré. Deutsches Volkstheater, „Richard III.“. Freie Bühne, „Die Mutter“ von Georg Dircksheld. Frankfort a. M. Opernhaus, „Paul und Virginie“ von C. v. Sodenstem, Musik von E. Hirsh.

Es gibt ein lustiges Bild von Max Klinger. Auf einem Nohre, das leije der Wind biegt, sitzt eine nackte Frau. Unten will ein Vär einen schwanken Baum hinauf. Die Frau ist heiter, wiegt sich und ländelt, so hell, so leicht, so schön. Der Vär, der klettert, ist ängstlich und feucht, so schwer, so braun, so plump. Sie streckt die weißen Hände und hält einen Hals, der sachte den Vären an der Nase fügen will. Er zivintert und plagt sich, so jämmerlich in sie verliebt und ein so eleganter Turner, als je ein Vär nur sein kann. Man muß lachen und fimm, was denn der Künstler wohl meinte. Es kann sein, daß der Vär der Künstler ist, den doch, wie verliebt er nach der reinen Schönheit schmacht, nimmer die Schwere der Erde ver-läßt; und die helle Frau auf dem Nohre wäre dann unsere liebe Frau Kunst. Oder es kann auch sein, daß er der Mann ist, mit seiner dumpfen, treuen, furchtsamen Liebe; und sie wäre das lachend liebende Weib. Man mag es so und anders deuten. Aber man sieht, daß es solche Vären gibt, Vären, die grazios im Schwelge turnen. F r i e d r i c h H e l l, der diese Woche festig wurde, ist so ein Vär. Ein Vär am Trapeze; ein Berserker, der feuert. Das ist seine Art. Sein Wesen streitet mit seiner Form. Wenn man den immer geärgerten, barischen und miltrischen Menschen sieht, wettet man, daß er wie Scherz und Carlgte schreiben muß. Wenn man dann seinen Stil hört, diesen so graziosen, ein wenig kofetten, gziert tänzelnden Stil, wettet man, daß ihn nur ein feiner, sehr frivoler und blasirt zufriedener Spötter schreiben kann. Er brummt immer, aber er brummt auf der Flöte. Er predigt, aber als Causeur. Er ist so recht ein Oesterreicher vom alten Schlag, vom Schlege der Klunberger und Schögl, der ewige Raifon-neur, der immer die Welt verbessern will, aber er ist es in der neuesten Pariser Art, als wigiger Blagueur und „Gemenjouist“, dem ja doch schließ-lich alles egal ist. Das gibt ihm einen seltsamen Reiz. Man kann schwere, ernste Dinge nicht niedlicher und fiderer sagen. Man kann nicht amilanter zürnen. Man kann sich nicht artiger entristen. Freilich meinen die Segner: diese Form denaturiert sein Wesen; Jora wird bei ihm Kerger. Tadel Nörgeler und, statt zu züchtigen, kann er nur tragen. Aber da darf man antworten: gerade darum, weil sie es denaturiert, nehmen die Leute manches von ihm an, das sie sich von den anderen nicht gefallen lassen, und es ist immer noch besser, derlei in einer fremden und unweentlichen Form zu sagen, als es gar nicht zu sagen. S. V.

Prediger Grün hielt in der jüngsten Sitzung der Wiener „Ehlichen Gesellschaft“ einen Vortrag, den wir hier auszugsweise bringen: Der leitende Gedanke in dieser modernen Bewegung ist die Conföderation aller Ethel-und Gleichgeinnten aus den verschiedenen Classen und Kreisen zur Förde-rung des Guten, der Cultur, des Gesammwohlles. Schon Anos Comenius strebte vor circa drei Jahrhunderten Ähnliches an unter dem Namen eines interconfessionellen Friedensbundes. Während die Friedensgesellschaften der Frau Baronin v. Sauther und interparlamentarische Conferenzen und Con-gresse mehr auf die politischen Beziehungen der einzelnen Staaten bedacht sind und schwebende Streitigkeiten, statt auf der Schmelze des Schwertes, durch Schiedsgerichte schlichten lassen wollen, sucht die „Ehliche Cultur-gesellschaft“ den socialen Frieden zu fördern und zu seligen und die Reorgani-sation der Weltordnung durch allmählige Hebung des sittlichen Niveaus der Menschheit vorzubereiten. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren es die weltbewegenden Schlagworte von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlich-keit“, die der Zeit die Signatur gaben, und nun an der Schwelle des neuen Jahrtausends sind es wieder drei ausschlaggebende Factoren, welche dem kommenden Jahrhundert Richtung und Gepräge geben werden und zwar die Idee des Monismus (der Solidarität und Einheit des Menschengeschlechtes), Moral und Menschlichkeit. Diese Trias muß mit der idealen Macht der Religion ausgestattet werden, um gehörig wirksam und heilsam sich zu er-weisen gegen den modernen Machiavellismus, Mammonismus und Materialis-mus, nachdem die positiven Religionen ihren Einfluß theilweise verloren haben.

Man schreibt uns aus Berlin: Die heutige Berliner große Kunstaustellung ist international. Der allem hat wohl das lästige Fliasco der vorjährigen Localausstellung den Anstoß dazu gegeben, die eng-herzige Absperrung der Ausländer und der Münchner aufzugeben. Aber dem Comité, an dessen Spitze Graf Harraach stand, kann man nicht nachsagen, daß es seine Arbeit von dem Standpunkte „der Noth gehorchend“ aufge-fasst hat. Trotzdem von dem engeren Kreise der Berliner Modernen kaum Einer darin saß, hat man den Pariser von Champ de Mars und den mit ihnen eng verbundenen Amerikaner die besten Sätze zur Verfügung gestellt und große Opfer gebracht. Daß die Berliner, und zwar in erster Linie auch viele von den Jungen, darüber gerade nicht sehr glücklich sind, daß ihnen so viel Platz entzogen worden ist, ist sehr begreiflich, und wenn es zu einem Deficit kommen sollte, dürften sich die braven Herren vom Comité Tage kommen, von denen sie sagen werden: sie gefallen uns nicht. Merte's Humo-risistisches könnte dabei für den Unbetheiligten herankommen: wenn so ein Berliner Herr freilich Herrn Brausewetter oder Herrn Körner einer unge-bührlichen Bevorzugung der „modernern“ Kunst beschuldigen wird. In den Tagen der Vorbereitungen, da nur die irgendwie an der Leitung Bethei-ligten und die in Berlin jetzt im ganzen sehr fortgeschrittenen Künstler der Presse die weiten Hallen durchzürten, sah man recht freundlich gesinnte. Am Tage der Eröffnung, als die anderen Malerleute kamen und den Schaden besahen, schaute es schon um vieles weniger friedlich aus. Die Alten waren eigentlich vernünftiger als die Jungen. Und das hat noch einen besondern Grund. Die Pariser von den Champs Elysees haben allerlei Bilder geschickt, wie sie bei uns auch nicht schlechter gemalt werden, ja manches ist darunter, das selbst aus dem Rahmen einer rein Berlinischen